

Der eine Gott und die Religionen

Gott ist der, über den hinaus Größeres
nicht gedacht werden kann.

Anselm von Canterbury

Bald also wieder Assisi, jenes idyllisch anmutende Städtchen in Umbrien. Ende Oktober wird es wieder im Blickpunkt der Weltöffentlichkeit stehen, wenn Benedikt XVI. dort zum Gebet für den Weltfrieden einlädt - und damit bewusst an das große Weltfriedensgebet seines Vorgängers vor 25 Jahren anknüpft. Nicht zuletzt aufgrund dieses Ereignisses im Jahr 1986 gehört der Wirkungsort des heiligen Franziskus heute fraglos zu den Stätten, an denen im Falle des Christentums die friedensstiftenden Potenziale des ambivalenten Phänomens Religion besonders überzeugend sichtbar werden.

Dies gilt umso mehr, als sich die Welt mit Blick auf das Zusammenleben der Kulturen, Nationen und Religionen im vergangenen Vierteljahrhundert stark gewandelt hat. Beim Weltfriedensgebet, zu dem Johannes Paul II. eingeladen hatte, spielte der Konflikt zwischen West und Ost, marktorientierten und kommunistisch organisierten Staaten die zentrale Rolle. Just angesichts dieser Spannungen waren die Religionsführer eingeladen, für den Weltfrieden zu beten: Der Kalte Krieg war noch nicht vorbei, die Gefahr eines Atomschlags noch nicht gebannt und die Vereinten Nationen hielten für 1986 ein Jahr des Friedens ausgerufen. Da lag Johannes Paul II. an dem Hinweis, dass auch die Religionen zum Frieden etwas beizutragen haben, die Überwindung von Gewalt und Krieg auch eine spirituelle Seite habe.

Seit der Wende von 1989 ist dann nicht nur östlich des Eisernen Vorhangs, etwa mit Blick auf die orthodoxen Kirchen, viel in Bewegung gekommen. Es haben sich weltweit neue Zuordnungen religiöser Verhältnisse ergeben - und dabei eben auch angefangen vom Balkan, über Afrika und den Nahen wie den Fernen Osten neue blutige Konflikte abgespielt, bei deren Grenzziehungen die religiöse Identität eine Rolle spielte. Migrationsbewegungen und andere Effekte der Globalisierung einschließlich der heute möglichen weltweiten Kommunikation in Echtzeit haben daneben die Wahrnehmung der Vielfalt der Religionen auf allen Kontinenten intensiviert.

Der Geist von Assisi ist kostbarer geworden

Am Gravierendsten für die gegenwärtige religionspolitische Lage ist freilich der Wendepunkt, den der 11. September 2001 bedeutet, dessen Bilder in den vergangenen Wochen wieder und wieder zu sehen waren - und immer noch den Atem nehmen. Es war nie angemessen, in den Anschlägen vor allem auf das World Trade Center in New York einen Konflikt zwischen Religionen zu sehen. Zuletzt hatte der norwegische Attentäter *Anders Behring Breivik* erst wieder vor Augen geführt, wie wenig die Berufung auf religiöse Überzeugungen zur Legitimierung von Gewalt dazu berechtigt, dies undifferenziert einer Religion zur Last zu legen. Dennoch ist Nine Eleven unbestrittenermaßen ein radikaler Einschnitt bei den Diskussionen über das Verhältnis von Staat, Gesellschaft und Religion aber auch der Religionen untereinander. Religion ist als politischer Faktor wieder neu ins Bewusstsein gehoben worden. Vor allem der Islam als Weltreligion wurde in den westlichen Ländern durch den Schock des 11. September überhaupt erst richtig wahrgenommen. Die deutsche Situation rund um die Islamkonferenz und die dort aufgeworfenen und erst zu einem Teil beantworteten Fragen ist dafür ein beredtes Beispiel.

Vor allem aber wurde die Frage, inwiefern Religion Gewalt gebietet, im vergangenen Jahrzehnt heftiger als zuvor debattiert.

„Was zumindest in Europa als Konsequenz von dessen religionspolitischem Urtrauma, dem Dreißigjährigen Krieg, nach und nach zurückgedrängt, ‚zivilisiert‘ und ‚neutralisiert‘ worden war, bombte sich auf die (welt)politische Bühne zurück“, kommentierte jüngst *Rainer Bucher*.

Keinesfalls geht es dabei nach dem 11. September nur um das Verhältnis zwischen christlich geprägten Ländern und dem Islam. Der Israel-Palästina-Konflikt etwa hat weiter an Schärfe zugenommen, aber auch die Gewaltbereitschaft von Hindugruppen in Indien ist stärker in den Fokus gerückt. In allen Religionen, so wird man weiterhin feststellen müssen, gibt es in unterschiedlichem Ausmaß sich radikalisierende Strömungen, die anderen - auch innerhalb der eigenen Religion - den wahren Glauben absprechen und dies unter Umständen sogar als Legitimation für Gewalt ansehen.

Der Geist von Assisi ist damit noch kostbarer geworden. Denn gerade angesichts der Tatsache, dass die Ausrichtung am Absoluten, die mit der Religion einhergeht, im Falle des Falles auch extrem Böses hervorbringen kann, ist es umso wichtiger, dass die Religionen sich auf die Friedenspotenziale ihres Tuns besinnen - derer sich einzelne Vertreter im Übrigen ja auch schon vor wie auch nach 1986 immer wieder gemeinsam zu vergewissern versucht haben. Besonders verdienstvoll ist hier das Wirken der Gemeinschaft Sant'Egidio, die explizit am Friedensgebet von Johannes Paul II. angeknüpft hat und neben anderen einschlägigen Aktivitäten seit 1987 jährlich in einer europäischen Großstadt ein Treffen in der Tradition des Weltfriedensgebets veranstaltet. Dieses Jahr war München an der Reihe, als man sich bewusst am 11. September traf, sodass der Jahrestag des Terrors mit entsprechenden Gegenakzenten begangen werden konnte.

Während das Treffen von Sant'Egidio die Fortführung einer guten Tradition ist, war die Ankündigung von Benedikt XVI. Anfang Januar dieses Jahres, das 25-jährige Jubiläum des Friedensgebets von 1986 mit einer eigenen Folgeveranstaltung bedenken zu wollen, hingegen eine faustdicke Überraschung. Erstaunlich ist diese Initiative des Papstes insofern, als seinerzeit kein Hehl daraus gemacht wurde, dass er als Präfekt der Glaubenskongregation angesichts der Pläne von Johannes Paul II. vor allem die Bedenken artikuliert hatte. Offenkundig ging dem damaligen Kardinal der charismatische Papst mit seinem untrügsamen Gespür für große Gesten hier zu weit. War ein gemeinsames Beten von Religionsführern nicht bereits eine Art Kniefall vor dem Relativismus? Das Weltfriedensgebet von Assisi 1986 wurde da gleichzeitig zu einem Highlight des vorherigen Pontifikats - wie auch zu einer der innerkirchlich am stärksten diskutierten Aktivitäten von Johannes Paul II. Die Konsequenz daraus ist, dass - wie im Übrigen auch schon bei den Treffen von Sant'Egidio - der Eindruck eines gemeinsamen Betens Ende Oktober noch stärker vermieden werden soll, als man das auch 1986 bereits durchaus im Blick hatte. Die Gebetsorte werden getrennt, pilgern, meditieren und beten sollen weitgehend schweigend erfolgen. Als Neuerung ist daneben geplant, dass neben den Vertretern der Weltreligionen auch ausgewiesene Agnostiker und bekennende Atheisten an der Veranstaltung teilnehmen werden. Ausdrücklich sind - ganz im Sinne der jüngeren Aktivitäten der Päpstlichen Räte für Kultur und Neuevangelisierung - auch Persönlichkeiten aus Kultur und Wissenschaft eingeladen, die sich selbst als nicht-religiös bezeichnen. Nichtgläubige könnten vielleicht unbefangener auf mögliche Entartungen und Fehldeutungen religiöser Ideen hinweisen, so Kardinalstaatssekretär *Tarcisio Bertone* im „Osservatore Romano“.

Die dahinter liegenden theologischen Fragen neu diskutieren

Wie immer dies im Einzelnen Ende des Monats in Assisi aussehen, wirken und diskutiert werden wird: Die dahinter liegenden theologischen Fragen sind gerade auch mit Blick auf das Miteinander der Religionen von kaum zu unterschätzender Bedeutung.

Es geht dabei nicht nur um die Frage, inwieweit durch ein gemeinsames Gebet dem Missverständnis Vorschub geleistet wird, letztlich komme es auf die Unterschiede der Religionen nicht an. Tatsächlich wäre ja auch der Eindruck fatal, man bete gemeinsam zu einem Konstrukt aus dem Besten aller Gottesvorstellungen - das es so gar nicht gibt. Natürlich gab es Strömungen innerhalb der so genannten pluralistischen Religionstheologie, die - wie *Reinhold Bernhardt* etwa beklagt hat - eine Art „Meta-Gott“ konstruieren wollten: „ein bloßes Postulat der religiösen Vernunft - eben der blutleere, imaginäre Durchschnittsgott (...) ein Gott des kleinsten gemeinsamen Nenners, gewonnen durch Abstraktion von allen konkreten Gesichtszügen, die ihm in den Religionen zugeschrieben werden“.

Bernhardt gibt aber auch zu bedenken, dass „anders an Gott glauben“, noch lange nicht heiße, „an einen anderen Gott glauben“ - gerade weil Gott transzendent ist. So wie man ja auch anderen Christen der eigenen oder einer anderen Konfession nicht unterstelle, an einen anderen Gott zu glauben, wenn sie abweichende theologische Überzeugungen haben. Muss nicht zwischen Gotteswirklichkeit einerseits und Gottesvorstellungen, Gottesbildern, Gottesgedanken und Gottesbekenntnissen andererseits eben immer streng geschieden werden? Das ist doch letztlich auch die Überzeugung aller drei monotheistischer Weltreligionen mit ihrem Universalitätsanspruch, der jeweils aus dem Glauben an Gott als Schöpfer allen Seins erwächst. So richtig und wichtig es also ist, auf die unterschiedlichen Gottesbilder aufmerksam zu machen und deshalb auch Vorbehalte angesichts drohender Religionsvermischung zu äußern:

Fatal wäre der Eindruck zumindest mit Blick auf die monotheistischen Religionen, denen immerhin mehr als die Hälfte der Menschen angehören, aber selbst hinsichtlich der größeren Vielfalt an Gottesvorstellungen in den asiatischen Religionen, aufgrund der Betonung der unterschiedlichen Zugänge handele es sich letztlich nicht um einen Gott.

Beispiele dafür gibt es zuhauf: So wurde etwa Kritik laut, als *Aygül Özkan* im April 2010 bei der Vereidigung als niedersächsische Sozialministerin als Muslimin die vermeintlich exklusiv christliche Formel „So wahr mir Gott helfe“ benutzte. Wird Gott da nicht zu klein gedacht? Wo er lediglich zu einem Privatgötzen, einem Stammesgott oder einer nationalen Gottheit wird oder eben zu einem Gott, den eine Religion meint, gepachtet zu haben, wäre dies der Fall.

Natürlich sind angesichts der Vielfalt der Religionen auch Differenzierungen notwendig. So gibt es vom Christentum aus gesehen eine größere Nähe zum Judentum als zum Islam, von den größeren Distanzen zu Buddhismus und Hinduismus einmal abgesehen. Weithin ist inzwischen anerkannt, dass es ein christliches Selbstverständnis ohne das Judentum nicht geben kann. Gerade Johannes Paul II. hat ja nicht nur von den Juden als den „älteren Brüdern“ gesprochen, sondern auch vom „niemals gekündigten“ Bund Gottes mit dem Volk Israel, sodass dieses Verhältnis aufgrund der „einzigartigen geschichtlichen und theologischen Beziehung (...) nicht in einer allgemeinen ‚Theologie der Religionen‘ nivelliert werden darf“, wie *Andreas Renz* in seinem lesenswerten Buch „Beten wir alle zum gleichen Gott? Wie Juden, Christen und Muslime glauben“ (München 2011) unterstreicht.

Aber alle drei monotheistischen Religionen bezögen sich, wie im Übrigen ausdrücklich auch im Koran anerkannt wird, auf ein und denselben Gott, „wenn auch nicht in derselben, völlig identischen Art und Weise“. Die Pointe: Gerade die von Judentum und Islam wechselseitig anerkannte Beziehung zu dem einen Gott Abrahams sollte auch Christen deutlich werden lassen, dass der Gott Jesu jener ist, auf den sich auch Muslime beziehen - so viel Verzerrungen sich aufgrund der historischen Gegebenheiten faktisch dabei auch ergeben haben mögen.

Angesichts solcher fundamentaler Fragen ist es umso bedauerlicher, dass die theologische Reflexion des Faktums einer Mehrzahl von Religionen angesichts des Glaubens an den einen Gott nicht mit dem Nachdruck betrieben wird, der notwendig wäre. Vor allem die Erklärung der Glaubenskongregation „*Dominus Jesus*. Über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche“ aus dem Jahr 2000 hat hier auch Blockaden verursacht.

Zu den wichtigen Aufgaben im Blick auf das 50-jährige Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils in den kommenden Jahren wird es deshalb gehören, sich wieder eingehender mit dessen Erklärung „Nostra Aetate“ auseinanderzusetzen und das dort Erreichte für die Gegenwart und Zukunft neu zu anzueignen und auszulegen. Gerade angesichts der Skepsis gegenüber dem Religionsdialog in der Folge von Assisi, und dann verstärkt noch einmal nach dem 11. September müsste die „Hochachtung“ gegenüber den anderen Religionen, von denen die Konzilsväter sprachen, wieder stärker stilbildend werden.

Wie ein solches theologisch reflektiertes Zusammenleben, etwa von Christen und Muslimen, aussehen kann, hat zuletzt besonders eindrucksvoll der Film „Von Menschen und Göttern“ gezeigt. Bewegend wird gezeigt, wie christlicherseits jede Gottesrede am Leben, Wirken und Sterben Jesu maßnehmen muss, Maximen wie Hilfsbereitschaft, Demut, Feindesliebe und Vergebungswillen unaufgebar sind - ähnliche Überzeugungen finden sich freilich auch in den anderen Weltreligionen.

Gott nicht vorgreifen

Umgekehrt sind die Christen selbst gefordert, im Kontext der Diskussionen über den Monotheismus auch ihr eigenes Profil zu schärfen. Das beginnt ganz allgemein im Wachhalten der Wahrheitsfrage: dass man sich eben nicht einfach damit abfindet, wenn verschiedene Religionen unterschiedliche Wege zu Gott kennen. Und es endet nicht bei dem Hinweis, dass man christlicherseits verstärkt daran arbeiten muss, die Eigenheiten von Christologie und Trinitätslehre auch Andersgläubigen besser erklären zu können - gerade weil Juden und Muslime Christen ja unterstellen, mit ihren Dogmen den Monotheismus zu verraten. Renz empfiehlt in diesem Zusammenhang auch die selbstkritische Prüfung, inwieweit Christen mit „ihren religiösen Vorstellungen und Praktiken die biblische Botschaft des einen Gottes bisweilen nicht verdunkelt haben“. Auch wird man immer im Blick haben müssen, dass sich eine unkritische Lektüre der Bibel genauso an irritierenden Passagen stoßen kann, wie etwa die des Koran, dessen Gewaltschilderungen oft genug kritisiert werden.

In all diesen Fragen freilich gilt für Theologen wie Kirchenvertreter selbstredend, dass man Gott nicht vorgreifen kann, man bis zum Eschaton zumindest prinzipiell wird mit Überraschungen rechnen müssen. Diese theologische Überzeugung sollte allerdings nicht dazu führen, die vielen vorletzten Fragen eines friedlichen Miteinanders der Menschen auf Erden gering zu achten. Jede Religion bewahrheitet sich in ihrem Selbstverständnis nicht zuletzt auch in einem ethisch guten Verhalten des Einzelnen, aber eben auch der Gemeinschaft. Gerade bei einer stärkeren Besinnung auf die friedensstiftenden Potenziale der Weltreligionen würde das Zusammenleben der Menschen angesichts der Konflikte in vielen Regionen dieser Erde leichter.

Johannes Paul II. hatte bereits im Jahr 2002, ein Jahr nach den Anschlägen vom 11. September, zu einem weiteren Friedensgebet geladen, die Führer der Weltreligionen führen seinerzeit vom lange nicht mehr benutzten Bahnhof des Vatikans aus mit dem Zug nach Umbrien. Wie damals gilt auch heute ohne Abstriche: Sowohl mit Blick auf den 11. September als auch anlässlich von Assisi 1986 steht nicht das Gedenken, gar im Sinne der Nostalgie, sondern Gegenwart und Zukunft des menschlichen Miteinanders im Mittelpunkt des Interesses.

Stefan Orth

(Quelle: Herder Korrespondenz 10/2011, S. 487-489)